

Konsum – Schule – BNE «... da kauft man automatisch diese Sachen...»

Franz Hochstrasser

Die Organisationen, die mich zum Kolloquium 2009 einluden, haben mir den obigen Titel vorgeschlagen. Ziemlich schnell erwies er sich mir als anspruchsvoll. Er vereinigt drei recht eigenständige Thematiken, die zwar verwandt, miteinander verbunden, aber dennoch unterscheidbar sind. Ein Bindeglied möchte ich besonders hervorheben: Wer sich auch nur mit einem der Themen befasst, gelangt unausweichlich an die Grenzen des sozialen Systems und der zugehörigen Kultur(en), in denen wir heute leben. Daher erlaube ich mir, noch einen weiteren Titelzusatz einzufügen: „Ein Marsch an den Grenzen des Systems“.

Zunächst stelle ich einige Aspekte des Konsums und der heutigen konsumistischen Kultur dar. Dabei gibt es ökonomische, psychologische und auch politische Zugänge. Mit diesem Hintergrund möchte ich die Schule etwas ausleuchten. Es wird sich zeigen, dass sie sich nicht ausserhalb der konsumistischen Kultur befindet, sondern diese von ihrem Auftrag her tradiert. Als letztes überlege ich, wie Bildung für nachhaltige Entwicklung in der bestehenden Kultur und in den bestehenden Bildungsinstitutionen situiert werden kann. Es wird sich zeigen, dass ihre Position fast zwangsläufig auf den Grenzen unseres gesellschaftlichen und insbesondere wirtschaftlichen Systems liegt.

1. Konsum und Konsumismus

„Konsum“: Begriff

Es ist hilfreich, sich zunächst den Begriff „Konsum“ etwas genauer vorzunehmen. Vom Wort her bedeutet er Gebrauch oder Verbrauch. Konsum ist ein Element des Stoffwechsels. Der Stoffwechsel ist lebensnotwendig, er wird zuweilen als Bestimmungsmerkmal des Lebens überhaupt definiert. Und so kennzeichnet er die Lebensaktivität sämtlicher Lebewesen, schon der verschiedensten Pflanzen, der Pantoffeltierchen, Vögel, Kühe und letztlich auch der Menschen. Die Lebensaktivität beinhaltet die Selektion und Aufnahme von Nahrung sowie den Schutz vor äusserer Unbill durch Natureinwirkungen oder natürliche Feinde.

Auf menschlichem Spezifitätsniveau kann man den Konsum als Aufnahme (beziehungsweise Ge- und Verbrauch) von Lebensmitteln im weiteren Sinne bezeichnen. Kurzlebige Lebensmittel werden schnell verbraucht, und nach dem Verbrauch gibt es sie nicht mehr in der Form wie vor dem Verbrauch. Längerfristige Lebensmittel oder Gebrauchsgüter werden Zeit überdauernd gebraucht, was jedoch einem langsamen Verbrauch gleichkommt; ein Stoffkleid wird dünn, dem Stuhl bricht ein Bein weg, etc. Menschlicher Konsum ist zunächst so lebensnotwendig wie die Nahrungsaufnahme bei den Tieren oder die Nährstoffaufnahme der Pflanzen; verkürzend kann von „notwendigem Konsum“ sprechen. Zum „menschlichen Konsum“ wird dieser durch zwei Umstände: Erstens stellen die Menschen den grössten Teil ihrer Lebensmittel selber her. Diese Herstellung, Produktion genannt, verläuft in engeren oder weiteren sozialen Verbänden. Darin verwirklichen sich die Menschen als soziale Wesen. Und zum Zweiten verändern sich die Weisen des Konsums sowohl individual- wie gesellschaftsgeschichtlich. Zur Geschichte dieser Veränderungen, insbesondere der Konsumformen, lässt sich bei Norbert Elias einiges nachlesen (vgl. 1976): Am Beispiel der Entwicklung von Essgewohnheiten zeigt er Zusammenhänge von psychischen Strukturen, sozialem Verhalten und gesellschaftlicher Entwicklung auf, wie sie auch für erweiterte Formen des Konsums gelten können.

So erweist sich menschlicher Konsum als nicht nur genetisch angelegtes, sondern auch als ein gesellschaftlich-kulturell und damit historisch wandelbares Phänomen.

Aus den wenigen bisherigen Sätzen lässt sich folgern: Die Produktion (von Lebensmitteln) ist dem Konsum (oder auch: der Konsumtion) vorausgesetzt. Wenn die Lebensmittel nicht produziert werden, kann nicht konsumiert werden, was ziemlich schnell zum Ende menschlichen Lebens führen würde. Umgekehrt ist zugleich die Konsumtion der Produktion vorausgesetzt; denn diese ist auf lebendige Arbeitende angewiesen, welche ihr Leben durch Konsum reproduzieren und damit auch ihre Arbeitskraft aufrechterhalten.¹

Produktion, Markt und Konsum

Im Verlauf der Geschichte wurde die zunächst einfache Arbeitsteilung stetig ausdifferenziert. Technische Fortschritte ermöglichten eine massive Erhöhung der Arbeitsproduktivität; Arbeitsproduktivität meint Produktzahl pro Zeiteinheit. Das führte schon in frühzeitlichen Kulturen dazu, dass die spezialisiert Arbeitenden zu viele Güter produzierten, als dass sie diese selber hätten verbrauchen können. Sie begannen, sie zuerst gegen andere Produkte, später dann gegen Geld zu tauschen. Das schloss ein, dass Produzenten ihre Produkte interessierten Käufern zugänglich machten. Sie brachten sie auf eigens reservierte Plätze, auf die Märkte. Wenn die Produkte auf den Markt kommen, werden sie zu Waren. Heutzutage haben sich diese Märkte in verschiedenste, u.a. virtuelle Richtungen vervielfältigt. Abstrahierend jedoch kann man sagen, dass der Markt der gesellschaftliche Ort ist, wo Waren gegen Geld getauscht werden. Oder bildlich gesprochen: Die Waren werden auf eine grosse Drehscheibe gelegt, wo sie zirkulieren, bis ein Interessierter sie gegen Geld runtergeholt. Die Produzierenden verkaufen und die Käufer beziehungsweise Käuferinnen kaufen die Waren, um sie danach zu konsumieren². Somit lassen sich drei gesellschaftliche Sphären ausmachen, in welchen der wirtschaftlichen Kreislauf verläuft: die Produktionssphäre (P), in welcher die Güter hergestellt werden, die Zirkulations- oder Marktsphäre (Z), in welcher die Waren gegen Geld beziehungsweise Geld gegen Waren getauscht werden, und die Konsumsphäre (K), in welcher die Güter gebraucht beziehungsweise verbraucht werden:

P - Z - K

Wirtschaftskreislauf unter kapitalistischen Rahmenbedingungen

Grundsätzlich verläuft auch der heutige, weltweit herrschende kapitalistische Wirtschaftskreislauf in diesen Sphären. Doch der Auftritt von Kapital trug neue Ausrichtungen ins Wirtschaften hinein. Produktion, also Herstellung von Gütern für den Gebrauch, ist auf den Gebrauchswert solcher Güter ausgerichtet. Diese sollen einen für die Bewältigung des Lebens sinnvollen Zweck erfüllen; warme Kleider schützen vor Kälte, sitzen auf einem Stuhl ist oftmals angenehmer als stehen. Dem Kapital sind solche Zwecke zweitrangig. Es instrumentalisiert Produktionsprozesse dazu, das Kapital zu verwerten, es mittels Profit zu mehr Kapital werden zu lassen. Dazu bedient es sich zweier Prinzipien: Auf der Ebene der ökonomischen Werte setzt es auf Wachstum: Aus Geld soll mehr Geld, aus Kapital grösseres Kapital werden. Und auf der materiell-physischen Ebene beziehungsweise auf der Zeitachse verschwistert sich das ökonomische Wachstum mit der Beschleunigung, also mit einer wachsenden Geschwindigkeit, in welcher Arbeit und immer mehr auch sämtliche Handlungen des Lebensvollzugs zu erbringen sind. Diese Verschwisterung kommt sehr schön im Titel eines neuen Gesetzes in Deutschland zum Ausdruck, das im Wesentlichen Steuerreduktionen für Unternehmen, Besserverdienende und Erben beinhaltet. Es führt den Titel „Wachstumsbeschleunigungsgesetz“.

¹ Hier vernachlässige ich den Umstand, dass innerhalb der Produktionsprozesse sowohl Produktionsmittel (Maschinen etc.) wie auch Rohstoffe verbraucht beziehungsweise konsumiert werden.

² In der Alltagssprache bezeichnen wir oft bereits das Kaufen von Waren als „Konsum“. Damit werden Markthandlungen und Konsumhandlungen ineins gesetzt. Genau genommen stellt das Kaufen jedoch eine Konsum vorbereitende Handlung dar.

Die beiden Prinzipien des Wachstums und der Beschleunigung treiben die Konkurrenz an, in welche die Produzenten³ auf dem Warenmarkt gestellt sind. Jeder will mehr und schneller verkaufen. Das führt wiederum zu beschleunigter Rationalisierung der Arbeit und zu angeheizter Produktinnovation.

Konsum unter kapitalistischen Rahmenbedingungen

Ich habe eingangs erwähnt, dass Konsumgegenstände wie Konsumweisen sich in Abhängigkeit von den gesellschaftlich-kulturellen Rahmenbedingungen verändern. Dazu gehören auch die jeweiligen Wirtschaftsweisen. Und so gilt die Aussage gleichermaßen für die gegenwärtige kapitalistische Wirtschaftsordnung. Die Veränderungen sind sowohl quantitativ wie qualitativ auszumachen.

Quantitativ sticht zunächst hervor, dass den Produktionsprozessen Warenmassen entspringen, die selbstverständlich auch konsumiert werden sollen, um neuen (zu verkaufenden) Waren auf dem Markt Platz zu machen. Viele dieser Waren dienen nicht mehr direkt der Lebenserhaltung, selbst wenn man diese in einem ausgedehnten Sinn versteht⁴. Die exponentielle Vermehrung der Waren führt dazu, dass unsere lebensweltliche Umgebung fast nur noch aus Waren besteht.

Heute überragen die Warenmassen die Massen der Konsumierenden um ein Mehrfaches⁵. Hier deutet sich bereits eine Grenze unseres Wirtschaftssystems an. Denn die Konsumierenden verfügen nicht über die Kapazität, alle gelieferten Waren aufzusaugen; vieles kann nicht mehr konsumiert werden, es gerät zu Überflüssigem. Das System ist nicht in der Lage, den Überfluss abzubauen, vielmehr bläst es diesen durch gesteigerte Produktion von Waren zusätzlich auf. Der Überfluss wird zum Problem, und die zu erwartenden Überproduktionskrisen dürften künftig Kreise ziehen, die vom System nicht mehr zu bewältigen sind.

Die Vervielfachung der Waren wird auch dadurch unterstützt, dass jedes nur mögliche Ding zur Ware gemacht wird, um einen ökonomischen Wert anzunehmen, der dann privat von den Warenproduzenten angeeignet wird. Dieser Trend zur „Verwarung“ eines jeden materiellen oder immateriellen Dings ist unter neoliberaler Vorgabe aufgenommen in das Freihandelsabkommen GATS (General Agreement on Trade in Services), das im Rahmen der Welthandelsorganisation WTO in einer zweiten Verhandlungsrunde steht (vgl. GATS). Ziel ist es, möglichst viele Dienstleistungen zu privatisieren, will heißen, sie in Wert zu setzen, also zur Ware zu machen und damit zu „verwaren“. Etwa 150 Dienstleistungsbranchen stehen zur Disposition, beispielsweise Versicherungen und Banken, Verkehr und Telekommunikation, Energie- und Wasserversorgung, aber auch Krankenhäuser und Gesundheitsversorgung, Strafvollzugsanstalten, Bildung, Kultur und Tourismus wie auch sämtliche soziale Dienste von der Altenpflege bis zur Jugendhilfe. Es handelt sich also vornehmlich um Allgemeingüter, deren Bewirtschaftung in private Hände übertragen werden sollen. Private ist lateinisch und heisst „berauben“. Wir haben es bei der Verwarung also durchaus auch mit einem Raubzug an „Allen gemeinen Gütern“ zu tun.

³ Ab dieser Stelle verwende ich den Begriff „Produzent“ nicht mehr für diejenigen, welche neue Güter schaffen beziehungsweise produzieren, sondern für die Eigner von Kapital und von Produktionsprozessen, welche neue Güter durch ihre Arbeitenden schaffen lassen.

⁴ Im Extremfall wird das sichtbar an Dingen, die ich als Nonsens-Waren bezeichne. Dazu gehören beispielsweise kleine Teddybären, die nach einem Fingerdruck auf den Bauch ein Abend- oder ein Morgengebet „sprechen“; neuerdings gibt es eine Fluglinie nur für Haustiere, die Pet-Airline. Deren Corporate Identity besteht darin, den lieben Tierchen einen möglichst angenehmen Flug zu ermöglichen; bereits für vierjährige Kinder gibt es die Pocket-Bikes, also Kleinst-Motorräder, die sich in der Praxis als einigermassen gefährlich erweisen.

⁵ Die Massenwaren erreichten die breiten Schichten der Gesellschaft in den USA ab den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts und in Europa nach dem zweiten Weltkrieg.

Die Konsumierenden sollen die Warenmassen massenhaft konsumieren. Um dieses Ziel zu erreichen, war es äusserst förderlich, die Erwerbsarbeitszeiten zu verkürzen. Historisch umwälzend waren die Massnahmen von Henry Ford I. Einerseits wurde die Automobil-Produktion durch neue Technologien revolutioniert. Man erhöhte die Arbeitsproduktivität mittels Einführung des Fließbandes; damit die menschlichen Arbeitshandlungen zur neuen Technologie passten, wurden sie ergonomisch zerstückelt. Frederick W. Taylor lieferte mit seinem scientific management die „wissenschaftlichen“ Grundlagen. Die erhöhte Arbeitsproduktivität machte es nun möglich, die Arbeitszeiten zu verkürzen. Und die von Ford deutlich erhöhten Arbeitslöhne ermöglichten es den Arbeitern, die von ihnen selbst produzierten Autos zu kaufen. Hier wird das ökonomische Kalkül sichtbar, welches den Konsumenten nicht nur als Adressaten, sondern auch als Mittel für die kapitalistische Produktion einsetzt: "Die vom Kapitalismus Bedienten sind am Ende nur mehr seine bewussten Bediensteten" (Haug 1971, 65 beziehungsweise 2009, 84). Henry Ford drückte den Zusammenhang mit seinen Worten deutlich genug aus: "Gefühlsduselei hat mit der Frage der Freizeit der Arbeiter nichts zu schaffen ... In den alten Tagen hielten jene, die ein Interesse an den Erzeugnissen der Industrie besaßen, Musse für etwas Schädliches. Selten erkannte der Fabrikant die Wohltat der Freizeit für seine Angestellten ausser aus gefühlsmässigen Erwägungen an. *Heute können wir Musse als eine nüchterne, geschäftliche Tatsache betrachten*" (a.a.O., 94; Herv. FH).

Damit erweitert sich der Blick auf die *qualitativen Auswirkungen* der kapitalistischen Produktionsweise auf den Konsum. Denn die reduzierte Erwerbsarbeitszeit, die kalkulierte Musse trug schon damals den Wandel der so genannten Freizeit zur Konsumzeit in sich.

Die kapitalistische Wirtschaftsweise brachte eine neue Figur ins Spiel: die Figur des Konsumenten beziehungsweise der Konsumentin. Diese Figur bildet in hervorstechender Weise die qualitative Veränderung des Stellenwerts von Konsum ab. Die Menschen arbeiten nicht mehr nur, um ihre Lebensmittel (und zunehmend den Reichtum der oberen Gesellschaftsklassen) zu erschaffen. Sie werden als Konsumierende zu ökonomischen Hauptfaktoren im wirtschaftlichen Kreislauf. Ihre Beschäftigungen innerhalb der Produktionssphäre werden zunehmend ergänzt durch Beschäftigung mit Konsumaktivitäten – sie werden zu Konsumbeschäftigten.

Oben habe ich das Wachstum als Antriebsprinzip kapitalistischer Ökonomie erwähnt. Mit der Erweiterung des Konsums und der Herausbildung des „Konsumenten“ tritt das Wachstumsprinzip auch in die Konsumsphäre ein. Um als „gute Konsumenten“ innerhalb des Wirtschaftssystems sich zu bewähren, integrieren diese das Prinzip in ihre Handlungsstrukturen. Sie verhalten sich zunehmend nach dem Muster „aus Konsum soll mehr Konsum werden“.

Die Produktion von Massenwaren bildet die materielle Grundlage dafür, dass nicht nur Dinge konsumiert werden (können), welche der Reproduktion des Lebens dienen. Dem notwendigen Konsum tritt der nicht notwendige Konsum zur Seite. Es entstehen vermehrt Waren, deren Konsum nicht unmittelbar lebenserhaltend wirkt (Ferienaufenthalte in Übersee, vergrösserte Wohnflächen, Zweit- und Drittwagen pro Haushalt, und generell all die Dinge, von denen man im Verhältnis zur Lebenserhaltungsfunktion zu viel besitzt, etwa Kleider, elektronische Medien, Bücher, Haustiere usw.). Solche Waren werden selbstredend verkauft und gekauft, um anschliessend konsumiert zu werden.

Unter solchen Voraussetzungen setzt ein qualitativer Wandel der subjektiven Bedeutung des Konsums für die Konsumierenden ein. War er im Rahmen von Mangelwirtschaften durch seine lebenserhaltende Funktion bestimmt, gewinnt er nun unter den Bedingungen der Massenproduktion, der Massenwaren und des ökonomischen Status der Subjekte als „Konsumenten“ eine zunehmend eigenständige Bedeutung. Der Konsum wird subjektiv, also in Bezug auf das eigene Ich bedeutungsvoll. Auch hier findet er nicht um seiner selbst willen statt, doch der Bezug zur unmittelbaren Lebenserhaltung relativiert sich im Verhältnis zum

Bezug auf das Subjekt selbst. Konsum wird zum Mittel der subjektiven Selbsterschaffung, zur Selbstdefinition des Subjekts über den Konsum. Das ist neu, und darin liegt seine gewandelte Bedeutung. Der Markt hält die unterschiedlichsten Waren bereit, um den Menschen solchen subjektbezogenen Konsum zu ermöglichen. Selbst der menschliche Körper wird zur Konsumfläche funktionalisiert, auf welcher Körper gestaltende Angebote wie Tattoos, Kosmetika, Haarverlängerung, gefärbte Augenlinsen bis hin zu Schönheitsoperationen konsumiert werden. Der auch dabei erwünschte Effekt besteht darin, sozial als einzigartig beachtet und anerkannt zu werden.

Die solchermaßen gewandelte Bedeutung des Konsums für die Subjekte wird für diese zugleich umfassender. Sie umfasst ihren ganzen Lebensvollzug, sie berührt sämtliche Felder des alltäglichen Lebens. Tendenziell wird so der nicht unmittelbar notwendige Konsum notwendiger für die Menschen in Hinsicht auf ihre sozialen Bezüge. Das hat zur Folge, dass sich die sozialen Beziehungen durch den Konsum wandeln. Es ist nun der wahrnehmbar präsentierte Konsum des Subjekts, welcher über dessen Zugehörigkeit zu beziehungsweise über den Ausschluss aus einer Gruppe, über den Status innerhalb von Gruppen⁶, über die Auswahl von Lebenspartner oder –Partnerinnen, über den Kinderwunsch und die Erziehung der Kinder mitentscheidet. Solche konsumbestimmten sozialen Beziehungen verlaufen nicht nur in Minne. Vielmehr bringt das in die Konsumsphäre ausgedehnte Wachstumsprinzip auch die Konkurrenz in die Verhältnisse der Menschen zueinander und wirbelt sie durcheinander. Nicht schön, sondern schöner sein, nicht Neues, sondern das Neueste besitzen, dies nicht morgen, sondern schon heute: Das sind Kriterien, nach denen sich das Konsum bestimmte soziale Verhalten zunehmend ausrichtet.

Bedürfnisarbeit der Produzenten

Wenn man sich nochmals vergegenwärtigt, dass wir inzwischen in einem riesigen Warenmeer schwimmen, dass also zu viele Waren vorhanden sind, als dass wir sie konsumieren können, stellt sich eine Frage: Wie kann es den Produzenten gelingen, die Konsumierenden dazu zu bringen, immer noch mehr zu konsumieren? Mit der subjektiven Bedeutungssteigerung ist der Weg angedeutet: Er stellt die Verbindung her zwischen den Waren und den Subjekten – genauer: den Bedürfnissen der Subjekte. Diese Bedürfnisse sind begrenzt, also nicht grenzenlos. Doch sie können mittels geeigneter Techniken akzentuiert, stärker gereizt, moduliert und in neue Richtungen umgelenkt werden. Dies tun die Produzenten beziehungsweise ihre Akteure in psychologischen Labors, Design-Zentren oder Werbebüros. Und was sie betreiben, möchte ich allgemein als „kapitalistische Bedürfnisarbeit“ bezeichnen. Diese Arbeit nutzt verschiedene Mittel.

Zum einen werben die der Warendinge mit ihrer ästhetisch aufgeschönten Gestalt um Zutritt zu den Bedürfnissen der Kaufenden beziehungsweise Konsumierenden. Bei den meisten materiellen Waren ist die Gestalt in mehr oder weniger starker Ausprägung an den Gebrauchswert gebunden. Sie gehorcht pragmatischen, ergonomischen Anforderungen; ein Speer hat eine spitze Spitze, ein Messer hat Griff und Schneide, ein Schlauch ist ein länglicher und beweglicher Hohlkörper. Die Warenästhetik nun begnügt sich nicht mit solcher Pragmatik, sondern sie verschönert das Gebrauchswertversprechen. Eine Gabel ist nicht nur ein Essinstrument, sondern ein wohlgestaltetes Besteck, ein Kugelschreiber dient nicht einzig dem Schreiben, sondern das Schreiben wird durch das wohl in der Hand liegende Gerät zum Erlebnis. Diese Ästhetisierung des Warenäußeren unterliegt ständiger Erneuerung, denn das Neue ist es ja, welches den Käufer oder die Käuferin zusätzlich anziehen soll. Allerdings lässt sich, wie bei vielen andern Moden, auch hier die Wiederholung im Verlauf der Zeit nicht vermeiden; das zeigen etwa wiederkehrende Designs oder zumindest Stilelemente von Autokarosserien, von Radiogeräten, von Bohrmaschinen.

⁶ Beispielhaft sind hier die Marken oder Labels zu erwähnen. Der Konsum von entsprechenden Waren kann ein Gefühl der Zugehörigkeit (hier: zu einer Marken-Gruppe) bewirken, der Verzicht auf solchen Konsum dagegen kann die Unterscheidung / Distinktion zu denjenigen verdeutlichen, die sich durch den Konsum spezifischer Waren einem Label oder einer Marke zuordnen.

Generell liegt der dabei von den Unternehmen verfolgte Zweck darin, die Bedürfnisse nach Schönheit mit der zu verkaufenden Ware in Bezug zu bringen – und damit die Wahrscheinlichkeit eines Kaufs zu erhöhen.

Zum Zweiten: Die Ästhetisierung des Gebrauchswertversprechens kommt, gewissermaßen einer Elektrisierung, einer Aufladung gleich. Das Aufladen des Gebrauchswertversprechens beginnt dort auszufern, wo nicht mehr nur das Bedürfnis nach Schönheit, sondern potenziell alle wichtigen menschlichen Bedürfnisse in die Bearbeitung einbezogen werden. Es versteht sich von selbst, dass dabei die „Bedürfnisarbeiter“ all jene Bedürfnisse interessieren, welche sich im Fächer von Zufriedenheit bis hin zu utopischem Glück bewegen. Diese Bedürfnisse sind deshalb interessant, weil deren Befriedigung positive Gefühle auslöst. So werden Wohlbefinden, Attraktivität des Aussehens, Sinnlichkeit, Liebe, Sehnsucht, Zugehörigkeit oder Distinktion, nahe Heimat, weite Ferne und selbst abstrakte Wunscherfüllung den Gebrauchswertversprechen der Waren als zusätzliche Werte, als so genannte Waren-Mehrwerte zugewiesen.

Und drittens ist die Werbung als Verstärkerin und Multiplikatorin der Bedürfnisarbeit zu erwähnen: Wie sie die Gebrauchswertversprechen von Waren propagiert, so transportiert sie – das ist inzwischen ihr Hauptgeschäft – sowohl die ästhetische Erhebung wie auch die „Vermehrwertung“ der Gebrauchswertversprechen. Sie betreibt und propagiert damit die sinnliche und symbolische Aufladung der Waren. Oben habe ich die Frage aufgeworfen, wie es den Produzenten gelingen könne, immer mehr Waren an den konsumierenden Mann, die konsumierende Frau und inzwischen auch an die konsumierenden Kinder zu bringen. Die Werbung ist ein solch gelingendes Mittel. Ihre Funktion besteht auch darin, den Weg der Ware zu den Subjekten zu verkürzen und diese zur Verstärkung ihres Konsums zu führen.

Vorläufige Bewertung: Wohlbefinden gegen ökologische Schäden

Der Eintritt von Massenwaren und Warenmassen ins Leben der Konsumenten und Konsumentinnen hat diesen viele Vorteile verschafft; sie können sich diese Vorteile leisten, weil sie heute im Vergleich zu früheren Jahrzehnten über im Durchschnitt erheblich höhere Finanzressourcen verfügen. Wenn auch der heutige Konsum durchaus seine anstrengenden Seiten hat – ich denke an die Weihnachtseinkäufe, den Ferienstress, die Konkurrenzbemühungen – so brachte er den Menschen doch eine historisch nie da gewesene Ausweitung von Möglichkeiten, nämlich Möglichkeiten, Waren zu kaufen und zu konsumieren. Kai-Uwe Hellmann spricht von „Möglichkeitssäulen“, die da entstanden, und von der Herausbildung eines „Möglichkeitssinns“, der zum Umgang mit den Möglichkeiten befähigt (Hellmann 2008, 33 f.). Durch die Verbreiterung des Konsums konnte das Alltagsleben bequemer gestaltet werden; man erinnere sich etwa an das Aufkommen der privaten Waschmaschine oder des Kühlschranks. Der Konsum führte zu einer allgemeinen Kommodifizierung des Lebens. Und in dieses Leben trat (vor allem ausserhalb der Lohnarbeitssphäre) eine Grundstimmung der Angenehmheit, des Wohlbefindens ein, ohne natürlich das ganze Leben in eine Insel des Glücks verwandelt zu haben. Zudem kann Konsum auch zur Erweiterung des Erfahrungs- und des kognitiven Horizonts beitragen; hierbei fallen einem die Medien oder die Transport- beziehungsweise Reisemöglichkeiten ein. Unter solcher Betrachtung können die Konsumierenden als Gewinner der Entwicklung des kapitalistisch geformten Konsums gelten.

Alldem stehen jedoch auch gravierende Nachteile entgegen. Sie werden sichtbar, wenn wir unsere Formel $P - Z - K$ erweitern. Auf der einen Seite ist die Produktion (P) auf Rohstoffe und Energie angewiesen. Ohne diese Ressourcen kann nicht produziert werden. Der Produktion geht also die „Ressourcenentnahme“ voraus. Und auf der Seite der Konsumsphäre (K) hört die Bewegung nicht einfach auf. Denn die Massenproduktion bringt zu viel auf den Markt, ein Zuviel an Waren selbst, aber auch an Verpackungen, Transportbehelfen usw. Das Zuviel bleibt übrig und muss entsorgt werden. Teilweise gehen überflüssige Stoffe via Recycling als neue Bestandteile beziehungsweise Ressourcen in die Produktion ein, teilweise wird auch neuwertige Ware vernichtet, wie erst kürzlich von grossen

Modeketten in der Presse berichtet wurde. So können wir unsere früher gezeigte Formel erweitern:

Ressourcenentnahme - **P** - **Z** - **K** - Entsorgung/Recycling.

In dieser Formel liegt ökologischer Sprengstoff. Unser nicht notwendiger Konsum schädigt weltweit die individuellen, die sozialen und die natürlichen Lebensbedingungen. Es reicht hin, auf den Flug- und Motorfahrzeugverkehr (CO₂), auf die als „biologisch“ propagierten Agro-Treibstoffe, auf die Vernutzung von Tropenhölzern etc. hinzuweisen. Und selbst der notwendige Konsum ist in vielen Teilen ökologisch problematisch geworden, sei es durch die um die ganze Erde herum transportieren Nahrungsmittel oder durch die Zusatz- und gelegentlich auch Giftstoffe, welche im Produktionsprozesse vielen Nahrungsmitteln beigefügt werden. Das Instrument des so genannten Ökologischen Fussabdrucks macht sichtbar, zu welcher Übernutzung unseres Planeten die heutige Weise der Produktion, der Konsumtion und der Abfallentsorgung führt. Er misst die für die heutige Produktion, Konsumtion und Entsorgung benötigte Fläche. So würden bereits 1,3 Planeten beansprucht, würde man allen Menschen den heute durchschnittlichen Konsum zubilligen; beim Konsumniveau der Schweiz wären es 2,6 Planeten, bei jenem der USA etwas über acht Planeten.

Damit gerät der Konsum in einen bisher nicht gekannten Widerspruch. Auf der einen Seite wirkt er lebenserhaltend, also reproduktiv, und er ist damit notwendiger Konsum. Auf der andern Seite zeitigt er zunehmend Auswirkungen, die menschliches und natürliches Leben überhaupt beeinträchtigt und zerstört. Zu denken ist an das Aussterben vieler Tier- und Pflanzenarten. Die Zeitschrift Focus.de berichtete am 28.7.2009, dass 17'000 Spezies von insgesamt 45'000, darunter 5'500 Tierarten weltweit vom Aussterben bedroht sind. Im Widerspruch zur reproduktiven Funktion des Konsums erweist sich dieser gleichzeitig zunehmend als destruktiv.

Oben habe ich schon darauf aufmerksam gemacht, dass unser Wirtschaftssystem „systematisch“ nicht in der Lage ist, die Überflussproduktion zu stoppen. Mit dem Reproduktiv-Destruktiv-Widerspruch sind wir endgültig an der Systemgrenze angelangt. Und es ist nicht absehbar, ob der historisch bisher sehr anpassungsfähige Kapitalismus in der Lage ist, der aus ihm selbst heraus brechenden, System und Leben gefährdenden Destruktion beizukommen. Die Konferenz in Kopenhagen vom Dezember 2009 lieferte jedenfalls keine entsprechenden Hinweise.

Konsumismus

Bis zu dieser Stelle habe ich genug Aspekte des heutigen Konsums beleuchtet, um eine zusammenfassende Bestimmung versuchen zu können. Es wurde deutlich, dass der Konsum in einer Breite und Tiefe ins Leben der Menschen eingreift, dass mit Fug von einer konsumistischen Kultur gesprochen werden kann. Der Begriff des Konsumismus enthält dabei durchaus eine kritische Intention; in diese fließen die bewertenden Aussagen mit ein, welche ich oben getroffen habe. Die Kritik misst sich allgemein an der Antwort auf die Frage, ob die bezeichnete Kultur (und damit eingeschlossen die sie begründende Produktionsweise) nicht nur dem menschlichen, sondern dem Leben insgesamt zuträglich oder abträglich sei.

- Der Begriff 'Konsumismus' bezeichnet eine Kultur, in welcher der Konsum im alltäglichen Leben und Zusammenleben der Menschen eine dominierende Wirkung entfaltet.
- Die Konsumgüter – materielle oder immaterielle Dinge (z.B. Dienstleistungen) – werden vornehmlich in Massenserien produziert. Die industrielle Massenproduktion geschieht zunehmend automatisiert auf hohem Produktivitätsniveau, oder aber sie wird im Rahmen der Globalisierung in Billiglohnländer verlagert.

- Durch die Senkung der Erwerbsarbeitszeit und die Zunahme der arbeitsfreien Zeit verliert die Arbeitssphäre an Bedeutung. Die Konsumsphäre dagegen wird bedeutungsvoller für den Alltag der Menschen. Der Konsum wirkt zunehmend verhaltensbestimmend.
- Das steigende Ausmass des Konsums treibt diesen in einen Widerspruch: Neben seine reproduktiven Wirkungen treten destruktive Auswirkungen, die den Konsumierenden und ihrer Umwelt, damit jeglichen Lebensbedingungen unzutraglich sind.

2. Schule in der konsumistischen Kultur

Hier ist nicht zu untersuchen, ob die Schule sich innerhalb der konsumistischen Kultur bewege. Vielmehr möchte ich eher phänografisch zeigen, wie sie in die konsumistische Kultur integriert ist.

Zum einen ist es eine Grundaufgabe der Schule beziehungsweise des Schulsystems, die in der Gesellschaft aktuell bestehenden Gebräuche und Verhaltensweisen, die Strukturen und Mechanismen, aber auch das Wissen darüber, kurz: die Kenntnisse und Fähigkeiten weiterzugeben, die der gesellschaftlich-kulturellen Erhaltung und Weiterentwicklung dienlich sind.

Zum andern geschieht die Wahrnehmung dieser Aufgabe nicht von einem Standpunkt von ausserhalb. Sondern die Schule ist mitten drin in der Gesellschaft, sie ist ein zentraler kultureller und Kultur produzierender Bestandteil von ihr. In unseren Zusammenhang übersetzt heisst dies, dass die Schule konsumistisch geprägt ist und konsumistische Prägungen weitergibt.

Entsprechende Phänomene lassen sich auf der Ebene der Schüler und Schülerinnen beschreiben. Sie bringen als junge Leute, die in konsumistischen Lebensbedingungen aufwachsen, zentrale Merkmale konsumistischen Konsums in die Schulstuben herein. So ist etwa die dem notwendigen Konsum zuzurechnende Ernährung ein grosses Thema. Kurz gesagt geht es um das Zuviel (Übergewicht, Fettleibigkeit) oder um das Zuwenig (im Extremfall: Magersucht). – Die Markenzugehörigkeit ist ein von den Lehrpersonen oft erwähntes Phänomen, welches das Sozialverhalten der Kinder und Jugendlichen stark prägt; zunächst zeigt es sich im Rahmen von Turnschuhen oder der ganzen Bekleidung, späterhin kommen die Fahrzeuge und IC-Technologien dazu. – Wichtige, sprich bedeutungsvolle technologischen Produkte sind das Handy und neuerdings der iPod. Beide Apparate ermöglichen das schnelle, auf Kurzfristigkeit orientierte, narrative Kommunizieren. – Die Beschleunigung des Konsums zeigt sich zudem im Umgang mit Printmedien; dort werden insbesondere die Kurzformmedien bevorzugt, die innert „20 Minuten“ oder weniger zu bewältigen sind. – In vielen Schulen ist das Ende der wirtschaftlichen Kette, der Abfall, ein Thema, welches von der Schulleitung als Problem wahrgenommen wird; vielerorts wurden inzwischen Litteringprojekte durchgeführt. – Die Kinder und Jugendlichen sind mit dem Internet aufgewachsen und verfügen oft gegenüber den Lehrpersonen über einen entsprechenden technischen Kompetenzvorsprung. Das hat, zumindest in diesem Bereich, gewisse Auswirkungen auf das pädagogische Verhältnis zwischen Lehrperson und Schülern beziehungsweise Schülerinnen. Doch auch die Inhalte, mit denen sich die jungen Leute im Internet befassen, schlagen auf die inhaltlichen Debatten im Unterricht und in den Pausen wie auch auf das Sozialverhalten durch (vgl. facebook; Gewaltspiele).

Die andere Hauptgruppe nebst den Schülern und Schülerinnen stellen in der Schule die Lehrpersonen. Unter dem Gesichtspunkt ihrer Vorbildfunktion könnte man die konsumistischen Anteile ihres Verhaltens aufzählen (Nutzung privater Fahrzeuge, Nikotinkonsum, Ferienreisen auf die andere Seite der Erdkugel etc.). Damit liesse sich jedoch nur die Einsicht bestätigen, dass alle Menschen, also auch solche, welche Schüler

und Schülerinnen unterrichten, konsumistischen Prägungen unterworfen sind. Sie können sich, genau so wie die übrigen Konsumierenden, nicht den Versprechungen, den Diktaten und Verlockungen des konsumistischen Warenuniversums entziehen. Das gilt auch dann, wenn das Werbegesäusel Bedürfnisse aus dem Umkreis beruflichen Handelns anspricht; die „Didacta. Die Bildungsmesse“ zog 2009 an die 74'000 Besucherinnen und Besucher an. Die Lehrpersonen verfügen jedoch über die zur Ausübung ihrer Profession unerlässliche Kompetenz der Reflexion. Sie berücksichtigt sicherlich auch die konsumistischen Bedingungen und Auswirkungen schulischen Tuns.

Daran kann die Frage angeschlossen werden, wieweit die schulischen Arbeitsbedingungen konsumistische Färbungen zeigen. Zunächst ist auch die Schule als Ort der Beschleunigung zu identifizieren. Die „Lernproduktion“ findet unter beschleunigten Bedingungen statt. Diese Bedingungen reicht sie gewissermassen an die Lehrpersonen wie auch an die Schüler und Schülerinnen weiter. Was früher die Schüler in einer achten oder zehnten Klasse zu lernen hatten, gehört heute zu einem drei oder vier Jahre früher liegenden Pensum. Und für die Lehrpersonen bedeutet dies eine erhöhte Arbeitsproduktivität. Sie haben mehr Aufgaben in kürzerer Zeit zu bewältigen. Eine solche Ausgangslage weckt das Bedürfnis, die Anstrengungen zumindest teilweise zu reduzieren oder sie in Schach zu halten. Solche Arbeits- und Lernverhältnisse schreien geradezu nach Kommodifizierung.

Hier springen Anbieter auf dem Didaktik- und Methodikmarkt in die Lücke. Kommodifizierung schulischen Tuns – sowohl für Lehrende wie für Lernende – ist einer ihrer Zielpunkte. Sie präsentieren Unterrichtsvorbereitungen samt Arbeitsblättern (Handouts). Solche können den Unterricht unterstützen. Sie können jedoch auch den Lernprozess konformieren, also den Lernenden die eigene Konzipierung und Planung einer Problemlösung abnehmen. – Die Anstrengungen der rationalisierten Lernsituation soll mit einem Spassfaktor zwar nicht eliminiert, aber doch angenehmer gestaltet werden. Edutainment ist angesagt, Didaktik mutiert zum Zauberkasten. – Eine Schlüsselkompetenz steht weit oben im Katalog der Aufgaben von Schule: Sie soll den Kindern und Jugendlichen das Lernen-Lernen lehren. Das ist sicher sinnvoll in einer Zeit, in welcher sich die Dauer zur Verdoppelung des weltweiten Wissens verkürzt beziehungsweise beschleunigt, und gleichzeitig zunehmend Technologien zur Verfügung stehen, um das nötige Wissen aufzufinden, um es sich aneignen zu können. Allerdings lauert darin auch die Gefahr der Entinhaltlichung von Inhalten. Das meint, dass die (Lern-)Inhalte beliebig werden, dass prinzipiell jeder Inhalt möglich, aber nicht relevant für das Lernsubjekt ist. In dieser Figur bildet sich die Situation des Marktes ab, der unüberschaubare Waren-Optionen zur Verfügung hält. – Zu den schulischen Arbeitsbedingungen gehört auch die Ausstattung der Räume, zuerst mit Fläche pro Raumbenutzer, dann die Ausstattung mit Möbeln, Elektrizität, mit Hilfsmitteln vieler Art (oft nur zum einmaligen Gebrauch bestimmt). Insgesamt sind die Schulräume reichhaltig bestückt; dies fällt mir besonders auf, seit ich Gelegenheit hatte, Schulen in ärmeren Ländern, etwa in Osteuropa, zu besuchen.

Soweit der beschreibende Blick auf die Schule im konsumistischen Umfeld (vgl. auch Hochstrasser 2009). Er hat einige strukturell-kulturelle Merkmale heutiger Schule freigelegt, Merkmale, die ins Verhältnis mit den Ansprüchen einer Bildung für nachhaltige Entwicklung zu ziehen sind.

3. Bildung für nachhaltige Entwicklung (BNE)

Vorab soll der Begriff der Nachhaltigkeit geklärt werden. Die Weltkommission für Umwelt, welche von der ehemaligen norwegischen Ministerpräsidentin Gro Harlem Brundtland geleitet wurde, schrieb in ihrem Bericht von 1987: Nachhaltig ist eine Entwicklung, „die den Bedürfnissen der heutigen Generation entspricht, ohne die Möglichkeiten künftiger Generationen zu gefährden, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen und ihren Lebensstil zu

wählen“ (vgl. UN, 1987). Zugleich wurde eine weltweite Bildungsinitiative gefordert. Ihr Ziel sollte ein Bewusstseinswandel der Menschen sein.

Der so definierte Begriff von Nachhaltigkeit ist zwangsläufig abstrakt gehalten. Er erfordert Konkretisierungen. Das BNE-Kreismodell leistet einen Beitrag dazu. Es fokussiert „Nachhaltigkeit“ auf drei unterscheidbare, jedoch zusammenhängende Kreise.

Dem Kreis der Umwelt wird die ökologische Nachhaltigkeit zugeordnet. Sie richtet sich auf die Wiederherstellung und den Erhalt der natürlichen Bedingungen jeglichen Lebens.

Dem Kreis der Wirtschaft gehört die ökonomische Nachhaltigkeit zu. Sie soll die Grundlage schaffen, dass auch künftigen Generationen die wirtschaftlichen und natürlichen Ressourcen zur Verfügung stehen werden, um ein natur- und sozialverträgliches Leben führen zu können.

Dem Kreis der Gesellschaft entspricht die soziale Nachhaltigkeit. Sie zielt auf die Entwicklung und Verankerung sozialer Regelungen, welche die Möglichkeiten sozialen Zusammenlebens künftiger Generationen nicht gefährden, sondern fördern.

Wenn man die drei Kreise übereinander legt, entsteht in der Mitte eine Schnittfläche. Es lässt sich überlegen, ob dort nicht eine „individuelle Nachhaltigkeit“ anzusiedeln sei, dies nur schon deswegen, weil es letztlich Individuen sind, welche in den drei Kreisen ihre Aktivitäten entfalten. Die individuelle Nachhaltigkeit hätte erstens zum Ziel, eine Identität der Individuen zu fördern, die sie nicht von der Natur abspaltet, sondern sich ihr – wenn teilweise auch widersprüchlich – annähern lässt. Und zweitens verfolgte sie das Ziel, den Erhalt individuellen Lebens mittels gesunden Verhaltens zu fördern, ohne individuelles Leben der Menschen künftiger Generationen zu beeinträchtigen.

Mit diesem Begriffsinstrumentarium fällt es nun leicht, die Aufgabe für die BNE abzuleiten: Sie soll spezifische Kompetenzen vermitteln, welche die Individuen befähigen, zur Erreichung der drei beziehungsweise vier Nachhaltigkeiten beizutragen. Was zunächst einfach scheint, erweist sich schon nach den ersten Schritten als komplexer. Denn diese Aufgabe, das lässt sich aus den bisherigen Ausführungen erahnen, stellt sich zugleich in einen Widerspruch zur bestehenden ökonomischen Ordnung und der zugehörigen konsumistischen Kultur mit ihren destruktiven Auswirkungen.

Und mit Bezug auf die mit BNE zu bildenden Individuen sollten wir fragen: Sind die konsumistisch geprägten Bedürfnisse heutiger Menschen mit den Möglichkeiten und Bedürfnissen künftiger Menschen noch vermittelbar? Die Antwort ist gegenwärtig ein klares Nein. Daraus lässt sich eine Folgerung ziehen. Diese bezieht die Wandelbarkeit menschlicher Bedürfnisse ein. Der Bedürfnisarbeit der Produzenten nämlich sollte eine emanzipatorische Bedürfnisarbeit entgegengestellt werden. Sie wird nicht, wie die erstere, von aussen die Bedürfnisse modulieren wollen. Vielmehr stellt sie Ermöglichungsbedingungen her zur selbsttätigen Veränderung der Bedürfnisse durch die Subjekte. Die Richtung solcher Veränderung ist mit den Zielen der Nachhaltigkeit gegeben. Die Vorstellung der emanzipatorischen Bedürfnisarbeit könnte somit auch Teil des Programms der BNE sein.

Ich habe oben schon auf die Tradierungsfunktion von Schule hingewiesen. Auch wenn BNE mit ihrer Aufgabe in Widerspruch zum ökonomischen System gerät, kann sie sich dennoch nicht völlig der Tradierungsfunktion von Schule entziehen. Genauso wenig kann sie von den konsumistischen Prägungen der Institution Schule absehen. Oder positiv und klarer formuliert: Zwischen den Ansprüchen der BNE und der bestehenden gesellschaftlich-kulturellen Gegebenheiten tut sich geradezu eine ganze Reihe von Widersprüchen auf. Ich möchte drei solcher Widersprüche benennen:

BNE zielt u.a. auf suffizientes Verhalten der Menschen. Damit ist ein Verhalten gemeint, das mit einem geringeren Verbrauch als heute üblich auskommt. Dieses Ziel verfolgt BNE jedoch unter der Bedingung eines Marktes von fast unendlich vielen Waren, welche die Kundschaft mit Glücksversprechen anlocken, unter der Bedingung eines Produktionswachstums, das zwingend auf ein Konsumwachstum angewiesen ist, unter der Bedingung der Interiorisierung des Wachstumsprinzip in die individuellen Handlungsstrukturen. Daraus stellt sich die (hier nicht zu beantwortende) Frage: Wie kann in der Schule dennoch Verzicht, Aufbrechen von Gewohnheiten, Aneignen neuer Gewohnheiten und der damit verbundene Gewinn neuer Lebensqualitäten gelehrt und gelernt werden?

BNE zielt weiter auf Verhaltensweisen, die auf der relativen Einheit von Mensch und Natur fussen. Sie tut dies jedoch im Rahmen systematischer Entfremdung der Menschen von der Natur. Diese Entfremdung wird verstärkt durch Städtebau beziehungsweise zersiedelndes Wachstum der Dörfer und damit verbundenem erhöhtem Wohnungskonsum, oder durch wuchernden Strassenbau, welcher den individuellen Motorfahrzeugkonsum fördert; zudem führt die Entfremdung zu einem Umgang mit der Restnatur, der nach dem Muster von Warenkonsum verläuft. Daraus stellt sich die Frage: Wie kann in der Schule dennoch primäre Naturerfahrung vermittelt und ein freundlicher Umgang mit Natur unter Einbezug deren Nutzung gelehrt und gelernt werden?

BNE zielt auf Lebensrhythmen, die mit den Rhythmen der Natur im Einklang stehen. Sie tut dies jedoch im Rahmen einer beschleunigten und beschleunigenden Schule, welche sofortistische Lernergebnisse braucht, Lernleistungsdruck erzeugt und Konkurrenz einübt. Sie tut es auch im alltäglichen Rahmen wachsender Beschleunigung im Verkehr, in den Massenmedien (insbesondere dem Fernsehen), im Wechsel der Moden oder in der IT-gestützten Kommunikation. Daraus stellt sich die Frage: Wie kann in der Schule dennoch die Zurückweisung von Allzeiterreichbarkeit, das Verweilen an einem Ort oder bei einer Aufgabe, die Abgewöhnung des Multitasking, kurz die Entschleunigung gelehrt und gelernt werden?

Solche Widersprüchlichkeiten stellen hohe Anforderungen an die Lehrpersonen und auch an die Schüler und Schülerinnen. Sie verdeutlichen, dass der Widerspruch zwischen BNE und der konsumistischen Kultur sowie der bestehenden Wirtschaftsordnung sich zwingend einstellt, wenn BNE sich selbst ernst nimmt. Zudem wird deutlich, dass auch BNE den Marsch an den Grenzen des Systems unter die Füße nimmt. Doch daraus gewinnt BNE das Potenzial, zur gesellschaftlichen Entwicklung beizutragen. Aus aktuellem Anlass möchte ich hinzufügen, dass sie dieses Potenzial einsetzen kann im Prozess von Kompetenz- und Lehrzieldefinitionen, wie sie derzeit im Rahmen des Projektes Lehrplan 21 formuliert werden. Tun dies BNE beziehungsweise die Lehrpersonen, welche BNE betreiben, so würden sie Fragen der Transformierung der Gesellschaft, ihrer Wirtschaft, ihres Konsums konkretisierend einarbeiten.

4. Schlussbemerkungen als Systemfragen

Fast unausweichlich steuerte meine Beschäftigung mit den drei Teilthemen des Konsumismus, der konsumistisch geprägten Schule und der Bildung für nachhaltige Entwicklung auf die Grenzen des Gesellschaftssystems und der zugehörigen konsumistischen Kultur hin. Es hiesse, die Augen davor zu verschliessen, würden diese Grenzen nicht ausdrücklich in den Diskurs einbezogen. In den heutigen, verhärteten politischen Auseinandersetzungen fällt dies nicht leicht, denn über Systemgrenzen zu reden verletzt ein hochgehaltenes Tabu. Doch ich halte mich an ein Wort des österreichischen Philosophen Günther Anders, der schon früh über den Konsumismus nachdachte und dessen, aus seiner Sicht, apokalyptischen Auswirkungen formulierte. Ausgehend von der Aussage von Karl Marx, dass die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert hätten, es jedoch darauf ankomme, eben diese Welt zu verändern, schrieb Anders als Motto, das er dem zweiten Band seines Hauptwerkes voranstellte: „Es genügt nicht, die Welt zu verändern. Das tun wir ohnehin. Und weitgehend geschieht das sogar ohne unser Zutun. Wir

haben diese Veränderung auch zu interpretieren. Und zwar, um diese zu verändern. Damit sich die Welt nicht weiter ohne uns verändere. Und nicht schliesslich in eine Welt ohne uns“ (Anders, 1986). Und auf die Situation zu Beginn des 21. Jahrhunderts bezogen, noch vor der erwähnten Kopenhagener Weltkonferenz, sagte Daniel Cohn-Bendit, grüner Abgeordneter im Europa-Parlament: „Das herrschende System ist ökologisch, ökonomisch und durch die Finanzkrise an die Wand gefahren. Es steht nicht mehr einfach die Reform des Systems zur Debatte, sondern die Transformation“ (Cohn-Bendit 2009).

Trotz des erwähnten Tabus finden wir viele Bestrebungen, an den gezeigten Problemen verändernd, teilweise auch transformierend zu arbeiten. Der Beispiele sind viele, ich nenne nur einige: Es gibt viele Menschen, die versuchen, Kriterien der Nachhaltigkeit in ihrer individuelle Lebensführung zu berücksichtigen. In vielen Schulen betreiben Lehrerinnen und Lehrer Bildung für nachhaltige Entwicklung. In theoretischen Arbeiten werden mit unterschiedlichen Bezeichnungen alternative Konsumformen formuliert; so ist etwa von kritischem, rationalem, nachhaltigem, ethischem etc. Konsum die Rede. Auch Unternehmen bemühen sich um echte ökologische Reformen, sei es durch Erhöhung ihrer „Ökoeffektivität“ oder durch eigentliche Betriebskonversionen (Shell beispielsweise investiert grosse Summen in die Entwicklung von Solartechnologie; VW baut neuestens zusammen mit der Firma „EcoBlue“ Blockheizkraftwerke). Viele Nichtregierungsorganisationen haben sich dem Kampf für ökologische, nicht-konsumistische Lebensbedingungen verschrieben, und sie tun dies teilweise auf den Grenzen des Systems wandern. Auch die offizielle Politik steht inzwischen unter hinreichendem Druck, sich in ihren Entscheiden an Nachhaltigkeitspostulaten und an konsumkritischen Kriterien zu orientieren; sie kann sich dabei selbstredend nicht über die Grenzen des Systems hinaus bewegen, was am andauernden Nachbeten der Wachstumsforderungen, aber auch am Nullergebnis von Kopenhagen ablesbar ist; dennoch ist positiv zu würdigen, dass sie inzwischen regulierend in Produktion, Markt und Konsumtion – hier zum Schutz der Konsumierenden – eingreift. Perspektivisch sind diese Aktivitäten jedoch noch stärker auf die Systemtransformation hin auszurichten, wenn nicht die Einsicht ins Notwendige am Festhalten des Bestehenden scheitern soll.

Doch was tun? Die Aufgaben, die zu stemmen sind, können nicht, auch nicht durch BNE, allein den Individuen übertragen werden⁷. Es gilt zu überlegen, wie gesellschaftliche Prozesse inszeniert oder unterstützt werden können, um die identifizierten gesellschaftlichen Probleme anzupacken. Ich kann selbstverständlich kein Konzept anbieten. Eine Richtung, die meines Erachtens bedenkenswert erscheint, hat die Nobelpreisträgerin Elinor Ostrom recht gut auf den Begriff gebracht; sie plädiert im Interview für die dezentrale Suche nach Lösungen für globale Probleme „Ich habe unlängst hierzu einen Artikel veröffentlicht. Darin geht es um einen polyzentrischen Ansatz zum Klimawandel. Wir sind ja immer davon ausgegangen, dass es nur eine Ebene - die globale Ebene - gibt, um mit diesem Problem umzugehen. Ich habe nichts gegen weltweite Klimaabkommen, im Gegenteil. Aber wenn wir herumsitzen und warten, bis diese Abkommen zustande kommen, ist es vielleicht zu spät“ (Ostrom 2009).

Vom Warten zum grossen Sprung nach vorn ist es ein langer Weg. Realistisch ist es, mit kleinen Schritten einzusetzen. Der erste besteht sicherlich darin, die Systemfrage überhaupt zu stellen, also das Tabu zu brechen. Weiter wäre vorstellbar, vor Ort kleine oder grössere Gesprächsrunden herbeizuführen. Die dort Versammelten würden sich über ihre Interessen und Erfahrungen im Zusammenhang mit Konsum, Nachhaltigkeit, Veränderungsmöglichkeiten austauschen; gemeinsam wären politische Strategien zu entwickeln, wie Männer und Frauen und teilweise auch Kinder an den Entscheidungen im Bereich von Produktion und Konsumtion beteiligt werden können. Solche Strategien wären sicherlich auf die gegebenen lokalen Verhältnisse anzupassen. Der Gedanke hierbei ist,

⁷ Individualisierung gesellschaftlicher Widersprüche findet interessanterweise auf zwei Ebenen statt: Zum einen sollen die Konsumierenden, also hauptsächlich die einfachen Leute, durch Veränderung ihrer Konsumgewohnheiten die ökologische Katastrophe abwenden. Und zum andern sollen die wirtschaftlich bestausgestatteten, dennoch „geldgierigen“ Manager und Verwaltungsratsmitglieder ihre Boni massiv gekürzt bekommen. Solche Individualisierung lenkt ab von der Notwendigkeit, sich dem gesellschaftlichen System als ganzem und seiner Transformation zuzuwenden.

dass die offizielle Politik genau dies nicht mehr vermag, nämlich politische Diskussionen mit der Bevölkerung zu führen. Die heutzutage mit zweifelhaften, populistischen Absichten inszenierten Scheindebatten sind Augenwischerei.

Viele Exponenten der Classe Politique bewegen sich nach dem Muster konsumistischer Konkurrenz und setzen dabei auf unsinnige Polarisierungen. Demgegenüber könnten sich aus den vorgeschlagenen Diskussionsrunden heraus kleine, später differenziertere Entwürfe von Problemlösungen ergeben. Es ist nicht anzunehmen, dass sich solche Debatten wie ein Lauffeuer über das Land verbreiteten und letztlich eine Volksmehrheit sich für radikale Veränderungen einsetzen würde. Das ist auch nicht zwingend im Hinblick auf Teilerfolge. Für diese könnte schon eine „kritische Masse“ ausreichen, die genügend Druck auf die Entscheidungsträger auszuüben vermöchte (vgl. Bilharz 2008, 172).

Die Zielrichtung solchen Vorgehens, das sei abschliessend nochmals formuliert, bestünde in einem ökologisch-sozialen Gesellschaftsmodell mit Strukturen, welche nachhaltige Produktion und Konsumtion ermöglichen, oder anders: eine Gesellschaft, welche den Menschen die gesellschaftliche Teilnahme und Teilhabe unter gesunden und nachhaltigen Lebensbedingungen ermöglicht. Dabei würde die Teilhabe eine wesentlich verbreiterte Entscheidungskompetenz der Arbeitenden und der Konsumierenden über Strukturen wie Prozesse der Produktion, des Marktes und der Konsumtion einschliessen.

Literatur

Anders, Günther (1986⁴, Orig. 1980): Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 2, Über die Zerstörung des Lebens im Zeitalter der dritten industriellen Revolution. München: Beck Verlag

Bilharz, Michael (2008): „Key Points“ nachhaltigen Konsums. Marburg: Metropolis-Verlag

Cohn-Bendit, Daniel (2009): Rot-Rot-Grün allein bringt gar nichts. Interview von Peter Unfried. In: Tageszeitung, 19.20. September, 3

Elias, Norbert (1976): Über den Prozess der Zivilisation. 2 Bände. Frankfurt M.: Suhrkamp Verlag

Ford, Henry (1930): Und trotzdem vorwärts! Unter Mitwirkung von Samuel Crowther. Leipzig: Paul List Verlag

GATS (General Agreement on Trade in Services): <http://eur-lex.europa.eu/LexUriServ/LexUriServ.do?uri=CELEX:21994A1223%2816%29:DE:HTML> (20.1.2010)

Haug, Wolfgang Fritz (1971): Kritik der Warenästhetik. Frankfurt M.: Suhrkamp

Haug, Wolfgang Fritz (2009): Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus. Frankfurt M.: Suhrkamp Verlag

Hellmann, Kai-Uwe (2008): Das konsumistische Syndrom. Zum gegenwärtigen Entsprechungsverhältnis von Gesellschafts- und Identitätsform unter besonderer Berücksichtigung der Raum-Konsum-Relation. In: Hellmann, Kai-Uwe; Guido Zurstiege (Hg.): Räume des Konsums. Über den Funktionswandel von Räumlichkeit im Zeitalter des Konsumismus. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 19- 50

Hochstrasser, Franz (2009): Konsumismus in der Schule? In: vpod Bildungspolitik 158, 34-39, oder: www.fhochstrasser.ch/download

Ostrom, Elinor (2009): Wir dürfen uns nicht nur auf Klimaabkommen verlassen. Interview von Thomas Fischermann. <http://www.zeit.de/wirtschaft/2009-10/interview-ostrom?page=2> (20.1.2010)

UN (United States) (1987): Gathering a Body of Global Agreements. <http://www.un-documents.net/ocf-cf.htm> (20.1.2010)